

## **Die evangelische Johanneskirche Bad Dür rheim im Kontext des modernen Kirchenbaus im 20. Jahrhundert Unter besonderer Berücksichtigung von Beispielen der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg<sup>1</sup>**

VON FOLKHARD CREMER

Es ist schwierig, für den Beginn der Geschichte des „modernen“ Kirchenbaus in Deutschland ein Fixdatum zu bestimmen. Denn rückblickend liegen dessen Wurzeln im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Katholischerseits wäre als Wegbereiter der liturgischen Neuerungen der Beuroner Benediktinerpater Peter Lenz zu nennen. Er legte 1870/71 den nie verwirklichten Idealplan einer Kirche vor, in der der Tabernakel nicht mehr auf dem Altar oder im Altarretabel untergebracht war.<sup>2</sup> Evangelischerseits steht das in den 1860er Jahren entwickelte Konzept der „lebendigen Gemeinde“ des Dresdner Pfarrers Emil Sulze am Anfang. Es enthielt auch schon Überlegungen zu Neuerungen im Kirchenbau.<sup>3</sup> Während die zum „modernen“ Kirchenbau führenden liturgischen Reformen in der evangelischen Kirche schon seit der nach dem „Wiesbadener Programm“ (1890/91) errichteten Wiesbadener Ringkirche (1892–94) und der in diesem Kontext 1894 von Cornelius Gurlitt geprägten Devise „Liturgie als Bauherr“<sup>4</sup> real in Architektur umgesetzte Formen annahmen, begann Derartiges im katholischen Kirchenbau erst nach Ende des Ersten Weltkriegs, nachdem Johann van Acken 1922 mit seiner Schrift „Christozentrische Kirchenkunst – Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk“ den Schlüsseltext zum Kirchenbau aus Sicht der katholischen liturgischen Bewegung vorgelegt hatte. Parallel dazu entwickelten die evangelischen Architekten Otto Bartning und insbesondere Martin Elsaesser Konzepte, Sulzes Konzept der „lebendigen Gemeinde“ in adäquate Raumkonzepte für Gemeindezentren umzusetzen. Dabei beschäftigte sich Elsaesser schon intensiv mit dem Verhältnis von Kirche und Welt in der modernen Gesellschaft und dem damit verbundenen Eindringen des Profanen in den sakralen Bereich.<sup>5</sup> Die Abgrenzung des Sakralen vom Profanen wurde neben der Formel von der „Liturgie als Bauherr“ zum zweiten prägenden Gedanken für den Kirchenbau nach dem Zweiten Weltkrieg.

Während die stete theologische Rückversicherung liturgischer Neuerungen im Frühchristentum und den kirchengeschichtlichen Traditionen ideell eher konservativ einzuordnen ist, sind die Kirchen der zweiten Nachkriegszeit architekturästhetisch progressiv.

Denn über diese theologisch inhaltlichen Prägungen der Kirchenarchitektur spielte für die Entwicklung einer modernen Architekturästhetik der Umgang mit den im 19. Jahrhundert in Frankreich und England entwickelten modernen Baumaterialien Stahl und Beton eine wesentliche Rolle. Durch ihre konstruktionstechnischen Gestaltungsmöglichkeiten wurde die gestalterische Formenvielfalt im modernen Kirchenbau zwischen 1920 und 1980 erst möglich. Erst dort, wo diese Baustoffe im Kirchenbau sichtbar zum Einsatz gekommen sind, sind wir von unserem ästhetischen Empfinden bereit, Kirchengebäude als moderne Architektur anzusprechen.

Die Boomzeit des „modernen Kirchenbaus“ fällt in die Zeit der „Nachkriegsmoderne“ zwischen 1945 und 1975. Nach dem Zweiten Weltkrieg musste für 12 Millionen Heimatvertriebene neuer Wohnraum geschaffen werden. Es mussten also nicht nur die Kriegszerstörungen durch den Luftkrieg kompensiert werden, sondern komplette Siedlungen zur Unterbringung der Flüchtlinge neu geschaffen werden. Die entstehenden Neubaugebiete bedurften einer Infrastruktur mit entsprechenden kirchlichen Seelsorgezentren. Im Zuge der Ansiedlung der Flüchtlinge kam es in vielen Regionen zu einer konfessionellen Durchmischung. In vielen Städten und Gemeinden, die bisher rein katholisch waren, wurden nun auch Protestanten aufgenommen und umgekehrt. Allein in Baden-Württemberg entstanden zwischen 1945 und 1980 etwa 1600 neue Kirchengebäude, davon um die 1000 in den 1960er und 1970er Jahren. Ein Drittel der nach 800 Jahren südwestdeutscher Sakralbaugeschichte heute bestehenden Gotteshäuser stammt aus den 35 Jahren zwischen 1945 und 1980.<sup>6</sup>

Im Folgenden soll die evangelische Johanneskirche in Bad Dürkheim in den Kontext der Geschichte der Architektur und des Kirchenbaus des 20. Jahrhunderts eingeordnet werden.

### **Bautypen als Symbol- und Assoziationsträger<sup>7</sup>**

Das Zelt galt beiden Konfessionen als bildhaft-assoziative Verkörperung von Kirche im Sinne des Mythos vom wandernden Gottesvolk. Daher wurde der **Zelttyp** in den 1950er und 1960er Jahren als christliches Symbol und theologisches Leitbild für die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen als Kirchbautyp am häufigsten gewählt. Die Formenvielfalt reichte von Imitationen und Variationen, die von längs gerichteten Tunnel- oder Firstzelten, über zentralisierende Kuppelzelte bis hin zu kronenartigen Gebilden oder Pyramidenzelten, welche, wie etwa bei der katholischen Kirche in Königsfeld im Schwarzwald,<sup>8</sup> zu aus zwei Halbpiramiden unterschiedlicher Höhe zusammengesetzt sein können.

Als weitere christlich-theologisch begründete Assoziationsträger zu nennen sind **Fels** und **Gottesburg**. Der früher durch trutzige Natursteinmauern simulierte Burgcharakter wurde seit Anfang der 1960er Jahre zunehmend auf Sichtbeton übertragen. Mit den hoch angesetzten Fensterbändern wurde die Vorstellung der Geborgenheit des romanischen Kirchenbaus mit seinen hoch eingesetzten Fenstern in moderne Formen übersetzt.

### **Die evangelische Johanneskirche von Bad Dürkheim<sup>9</sup>**

Die evangelische Johanneskirche von Bad Dürkheim wurde im April 1999 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach § 12 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes in das Denkmaltbuch eingetragen.

Die Anfänge der evangelischen Kirchengemeinde im katholischen Bad Dürkheim reichen in das Jahr 1829 zurück. Mit der Gründung der Badischen Staats saline kamen auswärtige Fachleute als Beamte und Angestellte in den Ort. Aus der kleinen Diasporagemeinde entwickelte sich bis Ende des 19. Jahrhunderts die „Evangelische Kurseelsorge Bad Dürkheim“. 1909/10 kam es zum Bau einer ersten kleinen Kirche. Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs durch den Zustrom der Heimatvertriebenen und die stetig voranschreitende Entwicklung des Kurbetriebs in den 1950er Jahren die protestantische Gemeinde stark an. Rasch wurde klar, dass das hohe Aufkommen der Gottesdienstbesucher aus Kurgästen und Gemeindegliedern eines größeren Kirchengebäudes bedurfte. 1957 erwarb man vom Johanniterorden das dafür benötigte Bauland. Den 1958 ausgeschriebenen Wettbewerb gewann der Entwurf des Architekten Horst Linde. Bei der Detailplanung und Bauausführung wirkten Architekt Linde, Pfarrer Karl Heinrich Jordan und Altbürgermeister Otto Weissenberger in gutem Einvernehmen miteinander. Pfarrer Jordan machte die theologischen Vorgaben. Linde setzte sie in eine zeitgemäße architektonische Zeichensprache um. Nach seiner Auffassung „muß die Form bis in das kleinste Detail ausgeführt werden, damit Architektur nicht nur eine Hülle bleibt, sondern eine Idee anschaulich gestaltet.“<sup>10</sup> Daher zog er für die Raumausstattung mit Hans Mettel und Georg Meistermann hochkarätige Künstlerpersönlichkeiten heran. Nach der Grundsteinlegung am 24. Mai 1960 wurde die Johanneskirche durch Landesbischof D. Julius Bender am Pfingstmontag 1961 eingeweiht. Jedoch bedurfte es für die Kurseelsorge und Gemeindegliederarbeit noch weiterer Räumlichkeiten, so dass Pfarrer Karl-Heinz Jordan neben der Kirche den Bau eines Gemeinde- und Kurseelsorgezentrums als Begegnungsstätte der Ortsgemeinde mit der Kurgemeinde ins Auge fasste. Aus der Grundrissform des Kreises entwickelte der Architekt Dörr 1973 ein Gebäude, das als Symbol des Lebens und der Einheit die „Umarmung Gottes“ verkörpert, während die Raute als Grundriss der Johanneskirche symbolisch die „schützenden Hände“ Gottes zum Ausdruck bringt.

### **Die Wahl des Standorts**

Der Standort südöstlich des alten Ortskerns von Bad Dürkheim und westlich der 1822 eingerichteten Saline war sorgfältig im Stadtbild gewählt. Der vom Karlsruher Fächerplan beeinflusste Entwurf einer radialen, axialsymmetrischen Grundrisskonzeption mit freistehenden Salinengebäuden entstand 1823–27 nach Plänen des Militärbaudirektors Friedrich Arnold, einem Schüler und Neffen Friedrich Weinbrenners. In spitzem Winkel laufen die beiden langgestreckten Siedehäuser II und III auf einen runden Platz im Osten zu. Dieser bildet mit den sich konkav gegeneinander öffnenden Bauten der ehemaligen Salinenverwaltung



Modell der Johanneskirche Bad Dürrhein.

Foto: Pfarrarchiv der Kirchengemeinde Bad Dürrhein.



Grundsteinlegung.

Foto: Pfarrarchiv der Kirchengemeinde Bad Dürrhein.

den Mittelpunkt der Saline. Die Hauptschaufront der Johanneskirche ist an dem Punkt, in dem sich die Verlängerungen der Mittelachsen der Siedehäuser schneiden, über einer Wiese am Rande des Kapfwaldes platziert.

### Das Kirchengebäude

Von Westen führt ein Fußweg seitlich zur Treppe, die auf eine dem Eingang vorgelagerte Terrasse hinaufführt. Da die Terrasse nur an wenigen Punkten gestützt ist, entsteht der Eindruck, als schwebte die Plattform über der Böschung. Die mit dem Chor nach Norden ausgerichtete Saalkirche zeigt den Grundriss eines spiegelsymmetrischen Sechsecks. Die symmetrisch geknickten Stahlbetonwände der kürzeren Schenkel markieren den Chorbereich. Die längeren rahmen im Süden das Langhaus. Der über rautenförmigem Grundriss errichtete Baukörper abstrahiert zwei zum Gebet aneinandergelegte Hände. Der östlich vorgelagerte schlanke Kirchturm aus schmalen Stahlbetonscheiben symbolisiert die nach oben gestreckten Hände des nach Gott rufenden Menschen.

Die Architektursprache ist in Material- und Formenwahl darauf ausgerichtet, den Eindruck von Leichtigkeit und Schwerelosigkeit massiver Bauteile zu erwecken. Das Eingangsportal ist von einem schmalen Lichtband eingefasst. Es versetzt das große, schräg vorkragende Tympanon in einen optischen Schwebezustand. Um die materielle Schwere der Holzwand nicht zu stören, hat Hans Mettel das Motiv „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!“



Empore der Johanneskirche Bad Dürrhein.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart (RPS), F. Cremer.



Außenansicht der evangelischen Johanneskirche in Bad Dürrenheim.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.

nur durch wenige eingetiefte Linien dargestellt. Von noch eindrucksvollerer Leichtigkeit ist die rückwärtige Orgelepore im Innern. Auf einer in ihrer statischen Einbindung optisch nicht fassbaren Woge in Sichtbeton scheint die Orgel in den Raum hinein zu schweben. Die Raumdecke hat keine direkte Verbindung zu den hölzernen Querbindern. Sie scheint über einem schmalen Lichtband zu schweben. Dennoch wird das Dach von den zehn Holzstützen getragen. Die Decke und jeweils ein Unterzug sind über vier sehr dünne Metallstifte verbunden. Die Wände haben keine tragende Funktion. Innen zeigen sie einen waagerechten Wechsel von Betonringurten und Steinlagen. Vereinzelt treten Ziegel mit ihren Hohllöchern hervor.

Die Grau-Blau-Töne der gläsernen Altarwand stehen gemeinsam mit der betonsichtig-kühlen Farbigkeit des Altarplatzes in einem gut austarierten, harmonischen Kontrast mit den warmen Gelb-, Rot- und Brauntönen der Backsteinwände, den Tonfliesen des Fußbodens und den Holzeinbauten. Im Gegensatz zur durchfensterten Chorwand ist die Ostwand sehr massig ausgeführt. Nur durch vier kleine, schräg nach Süden eingebaute, nach außen ausbuchtende Nischen dringt hier das helle Licht der Südsonne durch stark farbig gestaltete Fenster ein. Sie zeigen die Verheißungen Christi.<sup>11</sup>

Dass der Unterbau des Altartisches in Beton ausgeführt ist, ist ungewöhnlich. Lange Zeit galt Beton als unnatürlicher Baustoff, der nicht für die Herstellung der Prinzipalstücke verwendet werden durfte. In gewisser Weise stimmt dies auch noch für Bad Dürrhein: Denn die Altarplatte selbst ist aus weißem Marmor, also aus einem sehr edlen Naturstein hergestellt.

### **Zur Entwicklung des architektonischen Gestaltens mit den Baustoffen Stahl und Beton**

Die Rationalisten des 19. und 20. Jahrhunderts faszinierte der funktionalistische Aspekt der statisch durchdachten Skelettbauweise der Gotik aus Pfeilern und Rippen, in die die Wände und Gewölbe eingehängt wurden, und übertrugen dieses Bausystem in Bauweisen mit den Baustoffen Stahl und Beton. Die erste in diesem Sinne auf Stützen getragene, betonverkleidete Eisenbetonkirche ist Notre Dame de Raincy bei Paris. Sie entstand 1923 nach Entwürfen der Brüder Perret. Wenig später (1925–27) errichtete Karl Moser mit der katholischen St. Anton-Kirche in Basel die erste Betonkirche der Schweiz. Auguste Perret wurde 1947 von der französischen Besatzungsmacht delegiert, in dem von Horst Linde gegründeten Baubüro zum Wiederaufbau Freiburgs beratend mitzuwirken. Die Ähnlichkeiten zwischen Notre Dame de Raincy und der von Horst Lindes Planungsteam 1954 vollendeten evangelischen Ludwigskirche in Freiburg sind unverkennbar. In diesem Kontext ist es für Bad Dürrhein interessant, dass auch Erwin Heine an der Planung der Ludwigskirche beteiligt war. Er entwarf die 1967–69 errichtete katholische Kirche St. Albert in Freiburg-Betzenhausen.<sup>12</sup> 1970–72 war Heine mit dem modernen Umbau der katholischen Kirche St. Johann in Bad Dürrhein betraut. Für die großzügige Erweiterung des Kirchen-

schiffs nach Norden mit einem weiträumigen halbrund geschlossenen, reich verglasten Stahlbetonskelettbau orientierte er sich an den beiden genannten Kirchenbauten von Perret und Linde.<sup>13</sup>

Der Bautyp der gläsernen Kapelle lag auch der erstmals das unverkleidete Stahlgerüst sichtbar zeigenden (und daher auch „Stahlkirche“ genannten) Kirche für die Pressa-Ausstellung in Köln von Otto Bartning 1928 zugrunde. Der Typus der gläsernen Kapelle, der Capella Vitrea bzw. des gläsernen Schreins hat jedoch viel ältere Wurzeln. Er wurde erstmals mit der Sainte Chapelle in Paris 1244–48 umgesetzt und danach zum Vorbild gotischer Hochchöre. Die Architekten der Moderne übersetzten ihn bis in die 1960er Jahre häufig in die modernen Baumaterialien Stahl, Beton und Dickglas.

Ein bemerkenswertes Beispiel eines gläsernen Schreins im Stile der internationalen „Flachdachmoderne“ ist der 1958–63 nach Plänen von Franz Gottschlich und Max Schraube errichtete Kubus der Kirche St. Maria Königin in Tuttingen<sup>14</sup> mit ihren in das sichtbare Stahlbetonskelett eingehängten durchscheinenden Wänden aus Betonglaswaben.

Heines kronenförmige St. Albertkirche in Betzenhausen basiert auf dem Gotikverständnis der Expressionisten der frühen 1920er Jahre. Von den Romantikern wurde mit der gotischen Baukunst die Nachahmung natürlich gewachsener Bäume in einem Wald assoziiert. Im Jugendstil herrschten die natürliche Kurve, die Schlinge, die gleitende Elastizität. Dagegen setzte der Expressionismus Strahl und Winkel. Die Expressionisten verstanden die kristalline Form als abstrakte Reduktionsform der Gotik. Ihrer Auffassung nach ahmt die gotische Architektur die Natur nicht nach, sondern bildet die dahinter liegenden geometrischen Gesetze ab.

Einen typischen Entwurf expressionistischer Gotikrezeption, wie sie sich zwischen 1918 und 1923 in den vielen Architekturfantasien der Architekten der gläsernen Kette um Bruno Taut niederschlugen, stellt der nie verwirklichte Entwurf der Sternkirche von Otto Bartning dar. Bartning wollte das elastische Potential des Baustoffs Stahlbeton für neue plastische Ausdrucksformen ausreizen, um die Wechselbeziehung der liturgischen und der architektonischen Spannung auszuloten. Doch waren Herstellungs-, Bearbeitungs- und Schalungstechnik 1920 noch nicht hinreichend ausgereift, um die anvisierten schwingenden Formen und elegant gekrümmten Kurven vollständig in Stahlbetonbauweise ausführen zu können. Die Sicherheit, Derartiges tatsächlich statisch berechnen und in Stahlbeton umsetzen zu können, gelang erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Noch wichtiger für die Entstehung der Formenvielfalt des Kirchenbaus der Nachkriegsmoderne als die materialtechnische Umsetzbarkeit waren die neuen theologischen und liturgischen Impulse, die sich seit dem letzten Drittel des 19. und besonders seit Anfang des 20. Jahrhunderts in beiden Konfessionen entwickelten. Sie sind wesentlich verantwortlich für eine gewisse Annäherung katholischer und evangelischer Kirchengebäudetypen, wobei gegenseitige Beeinflussungen und Rezeptionen nicht ausblieben.

### Neuerungen durch die katholische Liturgische Bewegung

Die katholische „Liturgische Bewegung“ nahm in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in niederländischen, belgischen und deutschen Benediktinerklöstern – hier Beuron und Maria Laach – ihren Ausgang. Sie stieß schon bald eine Laienbewegung an, die sich gegen den Ausschluss des Volkes vom Kultus wandte. Die Gemeindeglieder wollten nicht mehr nur passiv an der Messe teilnehmen, sondern sich – wie die Protestanten – als Gemeinschaft von Laienaposteln oder Laienpriestern verstanden wissen. Durch die seit den 1920er Jahren von katholischen Theologen wie dem Abt des Benediktinerklosters Maria Laach, Ildefons Herwegen, dem Mentor der katholischen Jugendbewegung Quickborn, Romano Guardini, und dem Leiter der Berliner Caritas, Johann von Acken, sowie Architekten wie Martin Weber, Rudolf Schwarz und Dominikus Böhm vorangetriebene Diskussion der tätigen Teilnahme der Gemeinde als Laienpriester bei der Heiligen Messe änderten sich die Vorstellungen von der Aufteilung des Kirchenraumes. Van Acken konstatierte in seinem Schlüsseltext zum Kirchenbau der katholischen liturgischen Bewegung: „Christozentrische Kirchenkunst – Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk“ von 1922, dass das liturgische Bedürfnis den Raum schaffe. Das Kirchengebäude sei als von der Altarstelle ausgehender Einheitsraum zu konzipieren. Das bedeute für das Kircheninnere die Verkürzung und Verbreiterung des Chores zur engeren Verbindung von Altar und Gemeinde. Korrespondierend sei eine Weitung des Hauptraums zu einem großen Saal unter Verzicht auf den Blick hemmende Säulen und Pfeiler anzustreben. Die Altarstelle als die Stätte des Messopfers sei erhöht inmitten der Gemeinschaft



Blick in das Kirchenschiff der katholischen Marienkirche in Donaueschingen.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Bernd Hausner.



anzuordnen. Die Zahl von Nebenaltären sei auf das wirkliche Bedürfnis zu beschränken. Wenn man überhaupt noch Nebenschiffe wolle, solle man diese auf bloße Gänge und Beichtnischen reduzieren und mit blickdurchlässigen, schmalen Stützen abteilen.

Die 1927/28 von Architekt Josef Wehinger entworfene katholische Marienkirche in Donaueschingen ist der früheste moderne Kirchenbau auf der Baar. Das liturgische Konzept stammte von Stadtpfarrer Feurstein. Deutlich aufgegriffen ist hier die Reduktion der Seitenschiffe auf bloße Gänge. Der ursprüngliche, bis 1963 bestehende Chorraum war zwar immer noch schmaler als das Langhaus, aber gegenüber älteren Lösungen stark verkürzt, so dass der Altarblock – wie beim Altar einer romanischen Apsis – auf der Schwelle zum Langhaus zu stehen kam.

Eine eigenartige Verwandtschaft zum Konzept van Ackens zeigt auch der Altarraum und Schiff zusammenziehende Einheitsraums der evangelischen Bad Dürnrheimer Johanneskirche durch die nur noch eine Ahnung von Seitenschiffen vermittelnden Holzstützen.

### Neuerungen der evangelischen liturgischen Bewegung

Da es in den protestantischen Kirchen seit der Reformation ohnehin schon Usus war, dass der Gottesdienst in der Volkssprache abgehalten wurde und die Gemeindeglieder als Laienpriester am Gottesdienst teilhatten, führten die veränderten Vorstellungen über die Liturgie in den protestantischen Kirchen Anfang des 20. Jahrhunderts nur bedingt zu neuen Grundrisslösungen. Oft handelte es sich nur um das Wiederaufgreifen und das Variieren älterer Grundrisslösungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Als die Protestanten im 17. und 18. Jahrhundert verstärkt die Möglichkeit erlangten, ihrem Ritus entsprechende Kirchengebäude von Grund auf neu zu errichten, entschieden sie sich häufig für den Typus der protestantischen Querkirche.<sup>15</sup> Wie im Betsaal der Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale wurden Kanzel und Altar in einer Achse vor der Mitte einer Längswand aufgestellt und das Gestühl hufeisenförmig darum herum gruppiert. Typologisch direkt vom Quersaal der Franckeschen Stiftungen abzuleiten ist der Singsaal des 1810 errichteten Saalbaus der Herrnhuter Brüdergemeine in Königsfeld. Das einzige Beispiel einer Querkirche im Schwarzwald-Baar-Kreis ist die evangelisch-lutherische Michaelskirche in Tuningen. Sie wurde 1728–1731 nach Plänen des Landbaumeisters Maier aus Stuttgart erbaut. Im protestantischen Kirchenbau des 20. Jahrhunderts changierten die konzeptionellen Änderungen in Bezug auf die liturgisch richtige Anordnung der Ausstattung mehr oder weniger zwischen den Vorstellungen des Eisenacher Regulativs und denen des Wiesbadener Programms.<sup>16</sup> Das 1861 verabschiedete **Eisenacher Regulativ** wurde seinerzeit stark von der das Mittelalter verklärenden romantischen Bewegung beeinflusst.<sup>17</sup> Es spiegelt wesentlich die bis Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelten Vorstellungen der württembergischen Lutheraner wider. Es schrieb den mittelalterlichen

Wegkirchgedanken mit einem klar vom Chorraum abgetrennten Gottesdienstraum für die Gemeinde fest. Im Chor wurden die Prinzipalien aufgereiht, wobei der Taufort oft leicht in das Schiff vorgeschoben wurde. Dagegen setzte der Wiesbadener Stadtpfarrer Veesenmeyer in den Jahren 1890/1891 das **Wiesbadener Programm**. In Nassau waren 1817 die Reformierten, nach langer calvinistischer Tradition, mit den Lutheranern uniert worden. Entsprechend knüpfte das Wiesbadener Programm wieder an die besonders den liturgischen Vorstellungen der Reformierten entgegenkommende Querkirchentradition an. In Zusammenarbeit mit dem Berliner Architekten Johannes Otzen konnte Veesenmeyer 1892–94 die Wiesbadener Ringkirche als Programmbau verwirklichen. Das Wiesbadener Programm orientierte sich an den Gemeinde- und Altarraum als Einheitsraum zusammenfassenden evangelischen Kirchengebäuden des 18. Jahrhunderts. Hier waren die Bankreihen in einem runden, ovalen oder Querkirchenraum auf den Altar und die Kanzel ausgerichtet. Damit wurde der evangelische Gedanke des Laienpriestertums wieder in den Mittelpunkt des protestantischen Kirchenbaus zurückgeholt. In ähnlicher Richtung nahmen auch die Diskussionen aus dem 2. Kongress für den Kirchenbau des Protestantismus in Dresden im Jahre 1906 auf die Theoriebildung zum evangelischen Kirchenbau Einfluss. Der neben Otto Bartning wichtigste evangelische Kirchenbaumeister des 20. Jahrhunderts, Martin Elsaesser, sah nach der Konfrontation mit den dortigen barocken Kirchengebäuden in der Dresdner Frauenkirche das Vorbild für den protestantischen Kirchenbau schlechthin und entwickelte darüber sein Verständnis von Form und Funktion für seine Kirchenbauprojekte bis zum Ersten Weltkrieg.

Ein Kirchengebäude im Schwarzwald-Baar-Kreis, in dem sich die Ideen dieser Diskussionen um die liturgische Raumfindung und -ausstattung im evangelischen Kirchenbau vor dem Ersten Weltkrieg sehr gut widerspiegeln, ist die evangelische Christuskirche in Donaueschingen von 1912.<sup>18</sup> Die Pläne zeichnete der Fürstlich Fürstenbergische Oberbauinspektor Josef Graf. Der barockisierende Zentralbau ist ein verputzter Backsteinbau. Das Gesims ist in Beton, die Rahmungen sind in Kunststein gefertigt. Stilistisch wird man die Ausstattung dem Neuklassizismus zurechnen. Das liturgische Konzept des Innenraums mit Kanzelaltar, umlaufender Empore und über der Sakristei angeordneter, aber zum Gottesdienstraum durch eine Wand verdeckter Orgel knüpft zum einen an das Wiesbadener Programm an, zum anderen spielte es innerhalb der fürstlich fürstenbergischen Residenzstadt sicherlich auf die barocken Querkirchen in den Nassauer Residenzen Saarbrücken (Ludwigskirche) und Weilburg (Schlosskirche) an.

In seiner theoretischen Schrift „Vom neuen Kirchenbau“ entwickelte Otto Bartning 1919 seine liturgischen Vorstellungen vom protestantischen Kirchenbau. Für die Sternkirche wählte er einen Zentralraum mit Kreisgrundriss, in dessen Mitte er Altar und Kanzel platzierte. Um diese Prinzipalstücke ordnete Bartning ringförmig die Bankreihen an. Perfektionierungen dieser Raumidee finden sich bei Olaf Gulbransson. Dieser gruppierte die Bankreihen in ge-



Blick in das Innere der Donauessinger Christuskirche. Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, F. Cremer.

bührendem Abstand zu Kanzel und Altar und setzte in den Schnittpunkt der Gänge vor Altar und Kanzel den Taufstein als Sinnbild für die Aufnahme des Täuflings in die Gemeinde.

### Die Rummelsberger Grundsätze (1951)

Zwar liegt der Bad Dürkheimer Johanneskirche auch der Gedanke zugrunde, im Gottesdienstraum Gestühl und Altarplatz in einem Einheitsraum zusammenzuführen. Dennoch ist der Altarplatz vom Laiengestühl getrennt. Es ist durch einen Mittelgang in zwei Bankblöcke geteilt und hält einen gebührenden Abstand zur leicht erhöhten Altarinsel. Der Taufort ist seitlich der Altarinsel leicht Richtung Gemeinde vorgeschoben platziert.

Nur andeutungsweise zeigt sich hierin eine Abhängigkeit von den 1951 verabschiedeten **Rummelsberger Grundsätzen**.<sup>19</sup> Mit ihnen waren Ergebnisse der evangelischen Kirchenbautagungen der unmittelbaren Nachkriegszeit fixiert worden. Der Kirchenbau sollte von der Liturgie bestimmt vom inneren Sakralraum nach außen konzipiert werden und sich deutlich von profanen Anlagen unterscheiden. Der Gottesdienstraum sollte eine schlichte Schönheit und sakrale Würde entfalten. In der Außenwirkung durfte die Kirche ganz unscheinbar sein. Die Gleichwertigkeit von Predigt und Abendmahl im Gottesdienst sollte durch einen auf einen erhöhten Altarbereich ausgerichteten Raum sichtbar werden. Im Zentrum sollte der Altar, ihm zur Seite die Kanzel stehen. Mit dem Längskirchengedanken und der Aufreihung der Prinzipalien in einem erhöhten Altarbereich greifen die Rummelsberger Grundsätze wieder stärker auf die Vorstellungen aus dem Eisenacher Regulativ zurück. Das Taufsakrament sollte durch

Einbeziehen der Taufe in den Gemeindegottesdienst mit Standort im oder direkt vor dem Altarbereich aufgewertet werden.

Im Ursprungsentwurf hatte Horst Linde vor und rechtwinklig zu den zwei Bankblöcken im Langhaus im Chor weitere Bankreihen vorgesehen. Sie sollten die Altarinsel seitlich umgreifen. Ausgeführt wurden jedoch nur die Bänke im Langhaus, so dass gemäß den Vorstellungen der Rummelsberger Grundsätze ein Mittelgang auf den Altar zuführt. Die Kanzel befindet sich im leicht erhöhten Altarraum links vom zentral angeordneten Altar, an der Kante des erhöhten Altarbereichs leicht zum Gemeindeschiff vorgeschoben.

Viel deutlicher im Sinne der „Rummelsberger Grundsätze“ als längsrechteckige Wegkirche konzipiert ist die Markuskirche auf dem Villingen Goldenbühlhügel.<sup>20</sup> Da die Gläubigen durch nichts von ihrer Konzentration auf den Gottesdienst abgelenkt werden sollten, wurde hier – wie im Kirchenbau beider Konfessionen in den 1950er und 60er Jahren typisch – das Innere lediglich durch ein schmales direkt unter dem Dach verlaufendes Lichtband beleuchtet. Die Wand hinter dem Altar ist geschlossen. An dieser ist in Anlehnung an spätgotische Altartriptychen ein figurales Holzrelief angebracht. Häufiger gestaltete man, um den Altarort feierlich hervorzuheben, die gesamte Altarwand durch ein integriertes Mosaik oder Relief, wie etwa in der evangelischen Versöhnungskirche in Immendingen. Bei St. Maria Königin in Tuttingen forderten die Preisrichter des Wettbewerbs 1958 den im Entwurf verglasten Altarbereich durch ein geschlossenes Wandstück zu ersetzen.<sup>21</sup>

Von über Lichtbänder unter der Traufe geschaffene Geborgenheit oder im gläsernen Schrein durch getönte Dickglaswände erzeugte mystisch-sakrale Stimmungen abweichend, konzipierte Horst Linde in seinem Entwurf für die



Die Altarwand der evangelischen Versöhnungskirche in Immendingen. Foto: RPS, Folkhard Cremer.



Das große Sichtglasfenster hinter dem Altar der evangelischen Johanneskirche Bad Dürrenheim.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Melanie Mertens.

evangelische Johanneskirche in Bad Dürrenheim ein großes Sichtglasfenster hinter dem Altar.

Diese Idee geht auf die Auferstehungskapelle in Turku zurück. Sie wurde 1941 von dem finnischen Architekten Erik Bryggman realisiert. Es ist ein kastenförmiger Bau mit einem großen seitlichen Fenster, das den Blick in die Natur öffnet. In Baden-Württemberg findet sich dieser offene Blick durch den Altarraum in den umgebenden Wald 1959 erstmals und am konsequentesten in der Pfingstbergkirche in Mannheim-Rheinau<sup>22</sup> verwirklicht.

Bei der Planung der Bad Dürreimer Johanneskirche stieß die Idee, den Kapfwald durch eine große Glasfläche hinter dem Altar in den Kirchenraum einzubeziehen, jedoch auf liturgische Bedenken. Die Vertreter der Landeskirche führten ins Feld, dass ein Altarraum einen in sich geschlossenen Raumeindruck vermitteln müsse, was bei einer durchsichtigen Wand nicht gegeben sei. Als Kompromiss schuf Georg Meistermann das nur schwach farbig gehaltene Trinitätsfenster, das den Ausblick direkt hinter dem Altarplatz verdeckt. Die von rechts oben nach links unten verlaufende Komposition zeigt Gottes ausgestreckte Hand der Barmherzigkeit, das Kreuz, Sieben Tropfen oder Zungen als die Sieben Gaben des Heiligen Geistes. Sie lässt nur seitlich den klaren Blick in den Wald zu.

„So ist“, wie Jürgen Joedicke 1963 in der Zeitschrift *Das Münster* kommentierte, „zweifaches erreicht, die Geborgenheit des Gotteshauses und die Verbindung zur Welt – die Stille des Gebetes und die Immanenz der Natur als Schöpfung Gottes.“<sup>23</sup>

### Zur Geschichte der kirchlichen Gemeindezentren

Da der Bau einer Kirche, ihrer Ausstattung und der für die Gemeindegemeinschaft notwendigen Räume immer großer finanzieller Anstrengungen bedarf, erfolgte der Ausbau der evangelischen Johanneskirche Bad Dürkheim zu einem für Gemeindegemeinschaft und Kurseelsorge voll funktionsfähigen **Gemeindezentrum** erst 1973.

Seit den 1860er Jahren entwickelte der Dresdner Großstadtpfarrer Emil Sulze in verschiedenen Schriften zur „inneren Mission“ seine Ideen von der „lebendigen Gemeinde“. Durch die Einführung staatlicher Schulen und Standesämter sowie Sozial- und Wohlfahrtsverbände sah er die Kirche Teilen ihrer ureigensten Aufgaben beraubt. Durch vertiefende soziale Gemeindegemeinschaft, wie Armen- und Altenpflege, Kinderbetreuung und Unterricht versuchte er diese zurückzugewinnen. Aus seinem Konzept der „lebendigen Gemeinde“ entwickelte Sulze seit 1881 neue Vorstellungen für den Kirchenbau.<sup>24</sup> Die Kirche sollte als Versammlungsraum der Gemeinde „ein einheitlicher, emporenloser familiärer Raum mit Stühlen im Halbkreis oder in Hufeisenform um die ambonenartige Kanzel“<sup>25</sup> sein. Ergänzend forderte er für Versammlungen von Gemeindegemeinschaften an Werktagen ein Gemeindehaus mit entsprechenden Gruppenräumen. Vorbild waren Konzepte der anglo-amerikanischen Freikirchen, die in ihren Kirchengebäuden damals schon Gemeinderäume integriert hatten. Sulzes Ideen wurden in der deutschen protestantischen Kirche zwar kontrovers diskutiert, aber seit den 1890er Jahren von einer zunehmenden Zahl von Architekten umgesetzt.

Wegen der in den Städten oft sehr hohen Bodenpreise wurden schon damals häufig die Gemeinderäume in einem Sockelgeschoss unter der Kirche untergebracht. Auf diese Lösung griff etwa auch der aus Bad Dürkheim stammende und Mitte der 1960er Jahre mit seinem Büro nach Villingen übergesiedelte Architekt Emil Obergfell 1963–67 für die katholische St. Konradskirche in Villingen zurück.<sup>26</sup> St. Maria Königin in Tuttingen (1958–63) und die Versöhnungskirche in Immendingen (1965) sind über einem Sockel mit Gemeinderäumen errichtet. In der katholischen Kirche St. Johann in Bad Dürkheim finden sich die Gemeinderäume unter dem von Erwin Heine entworfenen nördlichen Erweiterungsbau.

Auch Horst Linde bediente sich bei entsprechendem Bedarf des Bauherrn dieser Lösung, Etwa 1969 beim Bau der evangelischen Versöhnungskirche in Marbach (Stadt Villingen-Schwenningen). Im äußeren Erscheinungsbild handelt es sich um einen aus



Katholische Kirche St. Johann in Bad Dürkheim.  
Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.



Evangelische Versöhnungskirche in Immendingen. Die Gemeinderäume befinden sich unter dem Kirchenraum. Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.



Ein Gemeinderaum der Versöhnungskirche in Immendingen.  
Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.



Evangelische Versöhnungskirche in Marbach.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Judith Platte.



Der Innenraum der Versöhnungskirche.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.

dem Zeltkirchentyp entwickelten Baukörper, der in seinen expressionistisch-kristallin gebrochenen Formen an eine Krone (vielleicht die Dornenkrone Christi) oder einen Stern (vielleicht den Stern von Bethlehem) erinnert. Im Innern wirkt der Gottesdienstraum durch seine bewegte Holzverkleidung wie eine moderne expressive Interpretation des Stalls von Bethlehem. Als Linde den Bautyp für die evangelische Kirche in Ebersteinburg bei Baden-Baden 1968 entwickelte, hatte er dort einen kleinen, durch eine Schiebetür abgeteilten Gemeinderaum auf gleicher Höhe mit dem Gottesdienstraum angeordnet. In Marbach schuf er einen größeren Gemeinderaum direkt unter dem Gottesdienstraum.

Für die Paulusgemeinde in Schwenningen entwarf Martin Elsässer 1907 zwar ein Gemeindezentrum aus Kirche, Pfarrhaus und Kleinkinderschule. Jedoch fehlte der Gemeinde vor dem Ersten Weltkrieg das Geld, den Kindergarten zu verwirklichen.

Elsaesser war auch der protestantische Architekt, der sich in seinen theoretischen Schriften zum Kirchenbau aus den Jahren 1919, 1924 und 1930<sup>27</sup> schon in der Weimarer Republik mit der städtebaulichen Einbindung und inneren Raumkonzepten von Gemeindezentren befasste. In einer Zeit, in der in den Großstädten „der Geist der Technik, des Verkehrs“ und die „Machsidee der industriellen Truste“ vorherrschen, könne eine Kirche von monumentaler Größe nicht mehr bestehen. Vielmehr müsse sie sich mit bescheidenen Dimensionen in die Umgebung moderner Vorstadtsiedlungen integrieren und losgelöst vom äußeren Straßenbetrieb die innere Sammlung und Konzentration auf den Gottesdienst und das Gemeindeleben ermöglichen.



Elsaessers Gedanken wurden seit Mitte der 1950er Jahre von beiden Konfessionen aufgegriffen und weiterentwickelt. Zwar konnte und sollte die Kirchenarchitektur nicht mehr mit den Dimensionen der städtischen Profanarchitektur konkurrieren, dafür wurde eine deutliche Unterscheidbarkeit von Profan- und Sakralarchitektur angestrebt.

Diese Abgrenzung zum Profanbau ist der Dreh- und Angelpunkt des Kirchenbaus der Nachkriegsmoderne beider Konfessionen: Man suchte nach Gestaltungsformen, die das Kirchengebäude nicht mehr durch schiere Größe und Monumentalität im Stadtbild hervorheben, sondern durch optische, das Sakrale symbolisierende Eigenwilligkeiten deutlich vom Einerlei der Profanarchitektur abgrenzen. Daraus entwickelte sich in der Nachkriegszeit die enorme Vielfalt oft sehr individueller Formen, die durch das Bauen mit den Materialien Stahl, Beton, Glas, Hohllochziegeln und Holz ermöglicht wurden.

Eine neue Sicht auf das Urchristentum und daraus abgeleitete theologisch-liturgische Vorstellungen für den Kirchenbau, lieferten die Ergebnisse zu einer 1932 ergrabenen Hauskirche aus der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts im syrischen Dura Europos.<sup>28</sup> 1939 von Floyd V. Filson in seinem „The Significance of the Early House Churches“<sup>29</sup> erstmals publiziert, erfolgte die intensivere Rezeption, nachdem 1956 der abschließende Grabungsbericht publiziert worden war. Die Hauskirche stand in direkter Nachbarschaft zu einer Haussynagoge, und beide besaßen keinen abgesonderten heiligen Gottesdienstraum. Dieses Sozialgebilde des antiken Oikos als die kleinste, in sich geschlossene Einheit eines Sozial-, Rechts- und Wirtschaftsverbandes als Ort der Gemeindeversammlungen rückte nun in den Mittelpunkt des exegetischen Interesses der evangelischen Theologen. Die archäologischen Befunde führten zu einer Neuinterpretation der paulinischen Texte. Offenbar zeigten die Urchristen noch keine Ambitionen, sich in abgeschlossene heilige Gottesdiensträume zurückzuziehen. Vielmehr ging es dem Apostel Paulus „um die Ausweitung der Heiligkeit Gottes in das alltägliche Leben hinein, um die Durchdringung aller Lebensbereiche mit der Realität eines 'lebenden Christus'“.<sup>30</sup> Die Sphäre des profanen Oikos war schon im Frühchristentum zu einem Raum geweitet, in dem die Gegenwart Gottes spürbar wird. Auf dieser Interpretation des Selbstverständnisses des Frühchristentums und dem auf der paulinischen Ethik basierenden Modell des kirchlichen Lebens im Profanen aufbauend, prägte der evangelische Theologe Ernst Käsemann 1960 die Formel vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Davon beeinflusst entstanden in den „langen sechziger Jahren“ (1958–1974) verschiedene neue, die Theologie politisierende Konzepte, die eine Öffnung der Kirche zur modernen, säkularisierten Gesellschaft propagierten und die den Glauben in der Gegenwart neu zu formulieren suchten.<sup>31</sup> Auf einer Tagung in der Evangelischen Akademie in Bad Boll 1965 stellte Werner Simpfendörfer die Notwendigkeit der Aussonderung eines Liturgie- oder Festraums prinzipiell in Frage<sup>32</sup> und plädierte für den Typus eines radikal profanierten Gemeindezentrums in Form eines „neutralen Sozialzentrums“ mit Mehrzweckräumen.

War diese Vorstellung um 1965 selbst in den protestantischen Kirchen, insbesondere in den konservativen und pietistischen Kreisen, noch höchst umstritten, entstanden in den 1970er Jahren verschiedentlich evangelische, katholische und ökumenische Gemeindezentren, in denen dieses Konzept umgesetzt wurde. Beispiele in Baden-Württemberg sind etwa das katholische Gemeindezentrum St. Peter und Paul in Kirchheim unter Teck, Stadtteil Ötlingen<sup>33</sup>, nach Entwurf der Architekten: Kammerer & Belz 1979 und die 1976/77 nach Plänen von Otto Thoß (Waldshut) und Harald Erichsen (Freiburg) errichtete evangelische Versöhnungskirche in Waldshut-Tiengen, deren ursprüngliche Konzeption, trotz Anbau eines Raumes der Stille und der Generalsanierung im Jahre 2008, noch ablesbar ist. Unter einer asymmetrischen Zeltdachkonstruktion befinden sich ein einladendes Foyer, ein Sakralraum mit flexibler Bestuhlung und weitere Räume, die zum Teil durch Faltwände miteinander verbunden werden können.

Der Name „Versöhnungskirche“ wie auch der „Raum der Stille“ weisen über Käsemanns Gedanken vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“ hinaus auf die Vorbildfunktion der Theologie des reformierten Schweizer Theologen und Pfarrersohns Roger Schutz-Marsauche (Frère Roger, Prior von Taizé). Dieser unternahm seit 1940 im Zentrum für geistige Übungen im burgundischen Taizé den Versuch, die engen Grenzen der Konfession zu überwinden und sich nicht nur der christlichen Ökumene, sondern auch anderen Religionen und der gesamten profanen Welt zu öffnen. Aus der auf Einladung von Papst Johannes XXIII. erfolgten Teilnahme von Frère Roger und Frère Max am II. Vatikanischen Konzil entwickelte sich eine enge ökumenische Zusammenarbeit, die es ermöglichte, dass 1969 der erste katholische Bruder der ökumenischen Gemeinschaft beitre-



Ökumenisches Gemeindezentrum in St. Georgen im Schwarzwald. Foto: Martin Höfflin-Glünkin.

ten konnte.<sup>34</sup> Insbesondere durch die internationalen Jungentreffen in Taizé, von denen viele Besucher in ihrem Glauben gestärkt in ihre Stammgemeinden heimkehrten, verbreitete sich die ökumenische Idee und der Ansatz, alle Lebensbereiche mit Gottes Wort zu durchdringen.

Eine noch direktere Vorbildfunktion als für die Versöhnungskirche in Waldshut hatte die 1962 errichtete Eglise de la Réconciliation (Kirche der Versöhnung) der Communauté de Taizé und die darin praktizierte ökumenische Liturgie (die sich natürlich auch hier stärker in den Gesängen und Gebeten als in der Architektur ausdrückt) für das heute liebevoll als „Öku“ bezeichnete ökumenische Gemeindezentrum in St. Georgen im Schwarzwald. Nach dem Zweiten Weltkrieg war hier im Gebiet Rupertsberg/Seebauernhöhe ein völlig neuer Stadtteil mit Einwohnern beider Konfessionen entstanden. 1971 wurde der Beschluss gefasst, ein gemeinsames kirchliches Gemeindezentrum zu errichten. Nach Plänen der Arbeitsgemeinschaft Georg Birkle (Konstanz) und Georg Rosenfelder (St. Georgen) wurde es 1976–78 erbaut. Nach außen strahlt die niedrige, auf einem Grundriss aus aneinandergesetzten Drei- und Rechtecken errichtete Anlage mit ihren hochgeklappten Trogdächern und den Behaglichkeit ausstrahlenden Holzverkleidungen eine einladende Offenheit aus. Ein Glockenturm existiert nicht. Neben der Begegnungsstätte ist ein schlichtes Kreuz aufgestellt, um das sich die Gemeinde im Freien versammeln kann. Im Innern gibt es ein multifunktionales Foyer, in dem auch Gottesdienst gehalten werden kann. Vom Foyer zweigen die Kapelle und zahlreiche kleinere Gruppenräume, aber auch das Profane ins Zentrum rückend, eine Cafeteria und eine Bibliothek ab. Die Schlichtheit und Offenheit der Begegnungsstätte hat keine Verwandtschaft mehr mit den bis in die 1960er Jahre propagierten Sakralräumen, die als geschützte Rückzugsräume Geborgenheit ausstrahlen sollten, sondern folgen den seit Anfang der 1960er Jahre entwickelten theologischen Konzepten der Hoffnung, der Revolution, der Befreiung und im Zeichen der Ökumene verbreitenden Idee weltöffener Gemeindezentren, aus denen das Wort Gottes in den profanen Alltag der Welt hinausgetragen werden sollte.

Aus theologischer Sicht lässt sich zusammenfassend festhalten, dass bei den liturgischen Überlegungen zum Kirchenbau des 20. Jahrhunderts stets der Bezug zur Annäherung an die kultische Praxis des Urchristentums gesucht wurde. Die Vorstellungen davon waren jedoch nicht einheitlich und wandelten sich auch durch die neuen Erkenntnisse der historischen Forschung, insbesondere durch die Grabungen in Dura Europos. So war zwar schon bei der evangelischen Johanneskirche in Bad Dürkheim der multifunktionale Gemeindezentrums-gedanke präsent, jedoch wurde noch klar in den 1961 errichteten eigentlichen Kultraum und das 1973 hinzugefügte Kurseelsorgezentrum unterschieden. Die jüngere, von Dura Europos und Taizé beeinflusste Entwicklung zeitigte eine noch deutlichere Ausrichtung auf architektonische Schlichtheit und Multifunktionalität des Kirchenraums, als sie die Vordenker des Gemeindezentrums-gedankens in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt hatten.

### Autor

FOLKHARD CREMER

Inventarisor für die Kreise Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Emmendingen und den Breisgau im Referat Denkmalpflege der Regierungspräsidien Freiburg/ Stuttgart (s. auch Schriften der Baar, Band 62, 2019, S. 105).

folkhard.cremer@rps.bwl.de

### Anmerkungen

- 1 Der Text basiert auf dem Festvortrag zur Vernissage der Ausstellung „ZWÖLF – Kirchen der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg am 1. Februar 2020 in der evangelischen Johanneskirche Bad Dürrhein“.
- 2 Vgl. HANS KÖRNER: *Altar und Tabernakel im liturgischen und architektonischen Spannungsfeld*. PETER LENZ, MARTIN WEBER, CLEMENZ HOLZMEISTER, HANS SCHWIPPERT, in: KÖRNER, HANS/JÜRGEN WIENER (Hg.): „Liturgie als Bauherr“? *Moderne Sakralarchitektur und ihre Ausstattung zwischen Funktion und Form*, Essen 2010, S. 141–165; KAPPEL, KAI: *Sakrale Gesamtkunstwerke im Geiste Ägyptens – Desiderius Lenz' Idealkirchenentwürfe und die Moderne*, in: SIEBENMORGEN, HARALD, ANNA ZU STOLBERG (Hg.): *Ägypten, die Moderne, die Beuroner Kunstschule*, Badisches Landesmuseum Karlsruhe 2009, S. 182–195; KRINS, Hubert: *Die Kunst der Beuroner Schule. Wie ein Lichtblick vom Himmel*, Beuron 1998, S. 28–31.
- 3 *Der Evangelische Kirchenbau. Ein Vortrag von Lic. Dr. (EMIL) SULZE, Pastor an der Dreikönigskirche zu Dresden* (abgedruckt aus der *Protestantischen Kirchenzeitung* 1881, Nr. 11 und 12), Berlin 1912.
- 4 Vgl. JÜRGEN WIENER: *Vorwort*, in: KÖRNER, HANS/JÜRGEN WIENER (Hg.): „Liturgie als Bauherr“? *Moderne Sakralarchitektur und ihre Ausstattung zwischen Funktion und Form*, Essen 2010, S. 7.
- 5 *Neue Gedanken zum Evangelischen Kirchenbau*, 1919, Evangelische Kultbaufragen, 1924, und *Evangelischer Kirchenbau in heutiger Zeit*, 1930, wieder abgedruckt in: THOMAS ERNE (Hg.): *Martin Elsaesser und der Moderne Kirchenbau heute*, Marburg 2014, S. 14–45.
- 6 Vgl. MELANIE MERTENS: *Kirchenbau und Nachkriegsmoderne – eine Einführung*, in: *Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg (= Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 38)*, Ostfildern 2019, S. 27–30.
- 7 Zu dieser Thematik in Bezug auf den Kirchenbau im 3. Viertel des 20. Jahrhunderts grundlegend ist KERSTIN WITTMANN-ENGLERT: *Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne, Lindenberg im Allgäu* 2006.
- 8 Zur katholischen Kirche St. Peter und Paul in Königsfeld vgl. FOLKHARD CREMER: *Funktion, Gestalt und Ausstattung dreier Zeltkirchen. Die Kirchen Paul-Gerhardt in Waldkirch-Kollnau, St. Johannes in Emmendingen und St. Peter und Paul in Königsfeld*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1/2020, S. 21–27.
- 9 Zur Johanneskirche Bad Dürrhein vgl. JOEDICKE, JÜRGEN: *Die Evangelische Johanneskirche in Bad Dürrhein von Horst Linde*, in: *Das Münster* 16, 1963, S. 185–187; *20 Jahre Kirchenbau in der evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe* 1968, S. 50 f; Horst Linde – *Architekt und Hochschullehrer*, hg. v. Institut für Hochschulbau Universität Stuttgart, Stuttgart 1978; LYDIA WARRLE: *Bad Dürrhein. Geschichte und Gegenwart*, Sigmaringen 1990, S. 252–256; SCHMITT, BALDUR (Pfarrer), *Die Evangelische Johanneskirche Bad Dürrhein*, Flyer 1997; GRAFE, GRIT: *Die Johanneskirche in Bad Dürrhein. Das Bauwerk von Prof. Horst Linde ist ein herausragendes Kulturdenkmal*, in: *Almanach 2000. Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis*, S. 303–306; *Evangelische Kirchengemeinde Bad Dürrhein* (Hrsg.): *Festschrift 50 Jahre Johanneskirche*, Redaktion ILSE PORGER: *Bad Dürrhein* 2011; FOLKHARD CREMER, in: *Gotteszelt und Großskulptur* (RPS, LAD,

- Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 168–173 (der folgenden Beschreibung der Johanneskirche liegt im Wesentlichen dieser Text zugrunde).
- 10 GRIT GRAFE: Die Johanneskirche in Bad Dür rheim, 2000, S. 305.
  - 11 „Ich bin das Brot des Lebens“ (Johannes 6,35). – „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben“ (Johannes 15,11). – „Ich bin das Licht der Welt (Johannes 8,12). – „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Johannes 11,25).
  - 12 Zur St. Albertkirche in Freiburg-Betzenhausen vgl. Freiburg St. Albert-Bischofslinde, mit Beiträgen von ERICH WITTNER und FRANZ FLAMM, München und Zürich 1972; FOLKHARD CREMER, St. Albert in Freiburg-Betzenhausen. Gotik in Fertigbeton, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 174–179; und DERS.: Die kath. Pfarrkirche St. Albert-Bischofslinde in Freiburg-Betzenhausen als Symbol der Königskrone Christi, in „Schau-ins-Land“, Band 140 (2021), S. 87–105.
  - 13 Neben St. Albert in Freiburg-Betzenhausen (1967–1969) entwarf der am Staatlichen Hochbauamt Freiburg tätige Architekt Erwin Heine auch die katholischen Kirchen St. Peter in Badenweiler (1958–1960) und Heilig-Kreuz in Bad Säckingen (1963–1966), bei der katholischen St. Johanneskirche (1970–72) von Bad Dür rheim stammt die großzügige Erweiterung des Kirchenschiffs nach Norden durch einen weiträumigen halbrund geschlossenen, reich verglasten Stahlbetonskelett mit neuem Hauptaltar und Gemeinderäumen darunter, wie auch der Eingangsvorbau nach Süden von Heine. Laut <https://www.saai.kit.edu/?glossary=linde-horst> war Heine mit Rudolf Diehm und Hermann Hampe an den Planungen der evangelischen Ludwigskirche in Freiburg beteiligt. Der kreative Anteil Heines kann hier nicht besonders groß gewesen sein, da Linde 1947 im Baubüro für den Wiederaufbau Freiburgs mit dem von der frz. Besatzungsmacht delegierten Auguste Perret zusammenarbeitete und in der Ludwigskirche in hohem Maße die verglaste Stahlbeton-skelettkonstruktion der 1922/23 von Perret errichteten Kirche Notre-Dame du Raincy rezipiert hat, welche auch für Heines Umbau der kath. Kirche St. Johann in Bad Dür rheim Pate stand.
  - 14 Zur Tuttlinger Kirche St. Maria Königin vgl. Katholisches Stadtpfarramt Maria Königin in Tuttlingen (Hg.) Maria Königin Tuttlingen, Tuttlingen 1965; MELANIE MERTENS, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 62, 73–76 und 160; DIES.: Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2/2019, S. 99–105, hier S. 100 f.
  - 15 Vgl. die für den Typus der Querkirche grundlegende Untersuchung von KATHRIN ELLWARDT: Kirchenbau zwischen evangelischen Idealen und absolutistischer Herrschaft. Die Querkirchen in hessischen Raum vom Reformationsjahrhundert bis zum Siebenjährigen Krieg, Petersberg 2004.
  - 16 Vgl. die unter <http://kirchbauinstitut.de/kirchbauprogramme/> vom Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart der Universität Marburg publizierten protestantischen Baurichtlinien. Für die Geschichte des protestantischen Kirchenbaus im 19. Jahrhundert grundlegend: EVA-MARIA SENG: Kirchenbau zwischen Politik, Kunst und Liturgie. Theorie und Wirklichkeiten im evangelischen Kirchenbau des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1995. Zur Wirkungsgeschichte des Wiesbadener Programms vgl. u. a. PETER GENZ: Das Wiesbadener Programm. Johannes Otzen und die Geschichte eines Kirchenbautyps zwischen 1891 und 1930.
  - 17 Vgl. etwa das 1799 von Novalis verfasste Fragment „Die Christenheit und Europa“.
  - 18 Zur Bedeutung der Donaueschinger Christuskirche im Kontext des evangelischen Kirchenbaus des 1. Drittels des 20. Jahrhunderts vgl. OTTO SCHÖNHAGEN, Einführung, in: Stätten der Weihe, Berlin 1919, hier S. 13.
  - 19 Vgl. die unter <http://kirchbauinstitut.de/kirchbauprogramme/> vom Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart der Universität Marburg

- publizierten protestantischen Baurichtlinien.
- 20 Vgl. dazu demnächst FOLKHARD CREMER, Das Kulturzentrum auf dem Goldenbühl-Hügel in Villingen als Stadtkrone – Mit besonderem Fokus auf der Einordnung der kath. St. Bruder-Klaus-Kirche und der ev. Markuskirche in den Kontext des „Modernen Kirchenbaus“ im 20. Jahrhundert, in: Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jg. 44 / 2021, S. 100–120.
- 21 Vgl. MELANIE MERTENS, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 73.
- 22 Zur Pfingstbergkirche in Mannheim-Rheinau, vgl. MELANIE MERTENS, Pfingstbergkirche in Mannheim-Rheinau. Die Ruhmreiche, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 192–197.
- 23 JÜRGEN JOEDICKE, Die Evangelische Johanneskirche in Bad Dürrhein von Horst Linde, in: Das Münster 16, 1963, S. 187.
- 24 Der Evangelische Kirchenbau. Ein Vortrag von Lic. Dr. (EMIL) SULZE, Pastor an der Dreikönigskirche zu Dresden (Abgedruckt aus der Protestantischen Kirchenzeitung 1881, Nr. 11 und 12.), Berlin 1912.
- 25 Zit. nach: HUGO SCHNELL: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts. München 1973, S. 17.
- 26 Zur Villingener St. Konradskirche vgl. MELANIE MERTENS, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 56, 111 f. und 159, sowie FOLKHARD CREMER, St. Konrad in Villingen-Schwenningen (Villingen). Spannbetonschale und Schwarzwaldtanne, in: ebenda S. 234–238.
- 27 Neue Gedanken zum Evangelischen Kirchenbau, 1919, Evangelische Kultbaufragen, 1924, und Evangelischer Kirchenbau in heutiger Zeit, 1930, wieder abgedruckt in: THOMAS ERNE (Hg.): Martin Elsaesser und der Moderne Kirchenbau heute, Marburg 2014, S. 14–45.
- 28 Vgl. CHRISTFRIED BÖTTTRICH: „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Die Wahrnehmung frühchristlicher Hausgemeinden in der neutestamentlichen Exegese des 20. Jahrhunderts, in: Kirche im Profanen. Studien zum Verhältnis von Profanität und Kirche im 20. Jahrhundert, Festschrift für Martin Onnasch zum 65. Geburtstag, hg. von IRMFRIED GARBE im Auftrag der Historischen Kommission für Pommern, Frankfurt a. M. 2009, S. 463–479.
- 29 FLOYED V. FILSEN: The Significance of the Early House Churches, in: Journal for Biblical Literature (Vol. 58) 1939, S. 105–112.
- 30 CHRISTFRIED BÖTTTRICH: „Gottesdienst im Alltag der Welt“, S. 479.
- 31 Vgl. dazu etwa ANNEGRETH STÜMPFEL: „Theologie der Hoffnung – Theologie der Revolution – Theologie der Befreiung“. Zur Politisierung der Theologie in den „langen sechziger Jahren“ in globaler Perspektive, in: KLAUS FITSCHEN, SIEGFRIED HERMLE, KATHARINA KUNTER: Die Politisierung des Protestantismus: Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland während der 1960er und 70er Jahre, Göttingen 2011, S. 150–167.
- 32 Vgl. KERSTIN WITTMANN-ENGLERT: Zelt, Schiff und Wohnung, 2006, S. 117–125.
- 33 Vgl. MELANIE MERTENS: Kirchenbau in „nachsakraler“ Zeit – eine Einführung, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 144–156, hier S. 151 f.
- 34 ANDREAS ENGELSCHALK: Taizé, in: Theologische Realenzyklopädie (TRE), Band 32, Berlin/New York 2001, S. 623–626.